

Agnieszka Lessmann

Aga



Gans Verlag

Lessmann · Aga



Agnieszka Lessmann

Aga

Roman

Gans Verlag

Für Ber
Und für Frank

Was genau du wissen willst, habe ich zurückgefragt. Ich habe dabei in meinen Cappuccino gesehen, auf dem der weiße Schaum einen kleinen Berg bildet, damit ich dich nicht ansehen muss, während ich auf deine genauer gefasste Frage warte. Denn du sollst die Sehnsucht in meinen Augen nicht sehen. Du sollst nach der ganzen Geschichte fragen, und du sollst fragen, weil es dich interessiert, nicht, weil meine Bedürftigkeit nach einem Zuhörer dich bewegt.

Ich habe diese, meine eigene Geschichte selbst erfahren, wie man etwas aus Stoffresten zusammensetzt. Stück für Stück. Lange Zeit habe ich bloße Fetzen in Händen gehalten und nicht gewusst, wie sie aneinanderpassen sollen. Das Garn, das sie zusammenhält, habe ich erst sehr viel später gefunden.

Ich war gerade umgezogen, suchte, als du mich abholen kamst, in meinen Kisten nach einer sauberen Jeans. Du hast in der Küche herumgestanden oder dem, was einmal meine Küche werden sollte, in dieser winzigen Erdgeschosswohnung, die wahrscheinlich nicht einmal eine richtige Wohnung war, sondern ein ausgebauter Lagerraum, oder das Hinterzimmer eines Ladens. Sie hatte

die Form eines Dreiecks und wurde mit einem einzigen Kohleofen beheizt. In der großzügigen Altbauwohnung der WG, die ich gerade verlassen hatte, stand ein großer Einbauschränk im Flur. Jede von uns hatte darin ihre Fächer und ihre eigene Kleiderstange gehabt. Es hatte hohe Stuckdecken gegeben und einen Holzfußboden, eine Traumwohnung. Meine Mitbewohnerinnen waren überrascht, als ich sagte, ich wolle allein wohnen, müsse das jetzt durchziehen, jetzt, da ich Schluss gemacht hatte mit meinem Freund, müsse ich endlich lernen, mit mir allein zurecht zu kommen, vorher könne ich mich auf keine neue Beziehung einlassen. Natürlich nickten sie zustimmend. So eine Selbstfindungsgeschichte mussten sie einfach verstehen. Etwas eingeschnappt waren sie trotzdem, halfen zwar beim Umzug, verabschiedeten sich aber schnell wieder, sobald der Umzugswagen leerräumt war. Dafür bot mein neuer Nachbar seine Hilfe an. Oskar studierte im sechzehnten Semester Philosophie und hatte auch sonst viel zu erzählen. Er schloss meine Lampen an, versuchte sich vergeblich sogar am Herd und wollte dann eine Rotweinflasche aus seiner Wohnung holen, um mit mir anzustoßen. Aber ich behauptete, ich sei furchtbar müde und noch ein paar weitere Sachen, bis er endlich ging. Dann nahm ich die Rotweinflasche, die ich in meinem Rucksack mitgebracht hatte, und begann in der Schublade meiner neuen Miniküche nach einem Korkenzieher zu suchen. Solche Dinge hatte es in der WG immer mehrfach gegeben. Drei Dosenöffner, zwei Toaster, vier Kaffeemaschinen, zwei Besen. In diesem Moment erst fiel mir auf, dass ich

diejenige gewesen war, die keinen eigenen Korkenzieher gehabt hatte. Ich überlegte kurz, mir einen Tee zu kochen, fand in der mit »Küche« beschrifteten Kiste den Wasserkocher, den meine Mutter mir geschenkt hatte, schwenkte ihn unschlüssig in der Hand. Dann kramte ich weiter und fand ein kleines scharfes Messer, immerhin. So verbrachte ich den größten Teil des ersten Abends in meiner ersten ganz eigenen Wohnung damit, mit einem kleinen scharfen Küchenmesser den Korken aus der Weinflasche zu pulen. Stück für Stück und Krümel für Krümel.

Gerade beduselt genug, schlief ich ein. Und wachte kurz darauf mit einem Schrecken in den Gliedern auf. Eine eisige Bedrohung lag über mir, füllte das ganze Zimmer und ich konnte mich nicht bewegen. Mit größter Anstrengung gelang es mir endlich, mich aufzusetzen, meine Beine aber blieben starr. Ich ließ mich aus dem Bett fallen und robbte über den Boden zum Lichtschalter. Ich wusste, wenn es mir gelang, Licht zu machen, wäre die Gefahr gebannt. Es war fast unmöglich mich aufzurichten. Aber schließlich hockte ich auf allen Vieren, streckte die Hand aus, erreichte den Lichtschalter - und lag wieder im Bett, starr vor Schreck, begriff träumend, dass ich mich in einem Traum befand, wusste nicht, wie ich herauskommen sollte.

Etwas, woran ich mich erinnern muss. Das ich vergessen habe. Das mir in dem Moment wieder einfällt, als wir in diesem Café sitzen und du etwas ganz anderes fragst. Der Wirt steht hinter dem Tresen und sieht in die

Tageszeitung, die er vor sich ausgebreitet hat, während er Gläser abtrocknet. Wir sind an diesem frühen Nachmittag die einzigen Gäste. Durch das hohe Fenster, an dem wir sitzen, fällt hellblaues Licht und lässt alle Dinge im Raum sehr klar und konturiert erscheinen. Die runden Bistrotische aus dunklem Holz, die einfachen, robusten Stühle, die Kuhbilder an den Wänden. Kühe in allen möglichen Stilen und Farben, auch ein abstraktes Bild ist dabei, schwarz-weiß-gefleckte Ovale auf grünem Grund. Du hast eine Bemerkung dazu gemacht, über die ich lachen musste. Jetzt siehst du in deine Cola, rührst mit dem Strohhalm, dass die Eiswürfel klimpern. Deine linke Hand hält das Glas, während die Finger deiner rechten Hand mit dem Strohhalm spielen, ein vages Zufassen ist das, wie ein Experiment. Als du aufsiehst, weil ich immer noch nicht antworte, sind deine Augen von dem gleichen Blau wie das Licht. Du hast nach meiner Geschichte gefragt, und als ich zurückgefragt habe, ob du die lange oder die kurze Fassung hören willst, nur den Kopf geschüttelt. Nun muss ich mich also erinnern.

Das Schiff

Es war ein Mord. Heute weiß ich das. Damals, als ich es miterlebte, konnte ich mir unter diesem Wort nichts vorstellen. Wir standen an der Reling und sahen Onkel Benno mit dem Küstenstreifen verschwimmen. Erst verschwamm sein helles Jackett, dann sein schwarzes Haar, seine Stirn, seine Nase, zuletzt sein Lächeln. Ich weiß gar nicht, ob er lächelte. Viel wahrscheinlicher ist, dass er traurig war, möglicherweise wütend oder enttäuscht, wie all die anderen Verwandten, die nicht verstanden, warum wir nach Deutschland gingen. Nein, Onkel Benno war nicht wütend. Er war bei den Partisanen gewesen. Ich wusste nicht, was ›die Partisanen‹ waren, aber es war etwas ganz Besonderes. Onkel Benno war etwas ganz Besonderes. Er war der Einzige, der nach Haifa gekommen war, um uns zu verabschieden. Nicht einmal Tante Rena, seine Frau, war mitgekommen. Als ich ihn nicht mehr sah, nahm ich meinen Teddy von der obersten Stange der Reling, von wo aus er hatte besser sehen können. Der Teddy war hellblau. Das weiß ich genau.

Ich war klein damals, so klein, dass die Erinnerungen nicht sicher sind. Sie vermischen sich mit dem, was mir später erzählt wurde, mit den Spielen, die ich damals spielte und die für das kleine Mädchen, das ich war, so real waren wie die wirklichen Erlebnisse. Und die

Träume. Ich sehe Saras Mutter an der Nähmaschine sitzen, eine zierliche, dunkle Gestalt. Sie kamen aus Brasilien oder Argentinien, das weiß ich nicht mehr so genau. Ich habe sie zierlich in Erinnerung, aber das kann daran liegen, dass sie so still war.

Sie wohnten auf dem Dachboden.

Da sitzt sie in dem weiten Raum. Alle Fenster stehen offen. Um sie herum flattern Stoffbahnen. Sie hat sie vorgewaschen und zum Trocknen aufgehängt. Sie sitzt über ihre Nähmaschine gebeugt und zieht eine Bahn nach der anderen unter der ratternden Nadel hindurch. Dieses Rattern ist ein hässliches Geräusch, ein hässlicher, gleichförmiger Rhythmus, wie Stahlräder auf Schienen.

In Israel haben wir in Arad gewohnt, in der Wüste. Sie begann gleich da, wo unsere Siedlung endete. Graubraune Bergketten zogen sich von Horizont zu Horizont. Wir Kinder durften sie nicht betreten. Sie war geheimnisvoll und unnahbar wie die Beduinen, die eines Tages begannen, einen Spielplatz anzulegen, direkt unter meinem Fenster, schweigsame Männer mit Tüchern um den Kopf. Wenn der Vorarbeiter kam, um ihnen Anweisungen zu geben, sahen sie vor sich hin und arbeiteten weiter. Mein Freund Pawel und ich sind jeden Tag um sie herumgeschlichen, haben uns gefragt, ob es eine Schaukel geben würde, eine Rutsche. Die Beduinen anzusprechen, trauten wir uns nicht. Dann begannen meine Eltern zu packen. Wir hatten sieben Koffer aus Polen mitgebracht. Genauso viele nahmen wir auch mit nach Deutschland.

»Deutschland?«, sagte Pawel, als ich ihm erzählte, dass ich wegziehen würde. »Da sind die Mörder.«

Wir standen an der Reling und sahen Onkel Benno immer kleiner werden. Er war der ältere Cousin meines Vaters. Er war der Einzige gewesen, der noch da gewesen war, als mein Vater mit seinem jüngeren Bruder von Buchenwald und Theresienstadt nach Hause nach Łódź zurückkam. Der Bruder meines Vaters hatte Tuberkulose. Er hat das Jahr 1945 nicht überlebt. Rena hat mir davon erzählt, viel später, als auch sie beide nicht mehr lebten, Benno und mein Vater. Damals hat niemand davon gesprochen. Benno war der Onkel, der Arzt war, und Rena die Tante mit der ganz sauberen Wohnung und den vielen Süßigkeiten. Im Wohnzimmer hatten sie einen Sessel, den ich besonders mochte. Er war dick gepolstert und so groß, dass ich darin fast liegen konnte, wie in einem Bett. Auch Benno mochte diesen Sessel. Jeden Tag, wenn er aus seiner Praxis kam, setzte er sich hinein. Aber wenn Rena mich bitten wollte, ihn für den Onkel freizumachen, sagte Benno: »Lass nur, die junge Dame ist schließlich unser Gast.« Ich stand sofort auf. Benno war der sanfteste und respektvollste Mensch, den ich je kannte. Ich sah ihn in seinem hellen Jackett. Er hob den Arm, winkte. Mein Vater hob den Arm.

»Was sind Partisanen?«

Mein Vater sah zu mir herunter, er sagte nichts. Seine Augen waren gerötet. Er nahm meine Hand, sah zu Benno, dessen winkender Arm seinem immer noch

antwortete. Erst, als er nicht mehr auszumachen war, wandte er sich mir wieder zu.

»Die Partisanen, Aga, haben gekämpft. Sie haben sich in den Wäldern versteckt.«

Die polnischen Wälder kannte ich. Sie waren weit und hoch, wilde Kathedralen. An einigen Stellen ist der Untergrund dicht mit Blaubeersträuchern bewachsen. Die Beeren waren groß und saftig. Ich habe mich auf den Boden gelegt, zwischen die Sträucher, in die Blätterkuppeln geguckt und Blaubeeren in den Mund gesteckt. Sonnenstrahlen drangen in den Wald und bildeten schimmernde Inseln in seiner grünen Dämmerung. Meine Oma war oft mit mir im Wald. Sie sammelte Pilze, ich aß Beeren.

»Werden wir Oma besuchen?«

»Ich kann es dir nicht versprechen. Aber vielleicht kann sie uns besuchen. Nach Deutschland ist es viel näher von Polen aus als nach Israel.«

Meine Mutter sagte nichts. Sie trug eine Sonnenbrille und ein helles Seidentuch über ihrem braunen Haar. Sie sah aus, als wolle sie gleich in ein Cabrio steigen und losbrausen.

Sie war jung, viel jünger als mein Vater. Manchmal dachten Leute, die wir gerade erst kennengelernt hatten, sie sei meine große Schwester. Ich sah hoch zu meinem Vater, der da an der Reling des großen Schiffes stand und selbst aussah wie ein Seemann, mit seinen stoppelkurzen schwarzen Haaren und diesem Gesicht, das keiner zeichnen konnte. Seine Freunde in Polen hatten sich

an diesem Gesicht versucht, ein Maler und ein Karikaturist. Sie hatten um eine Flasche Wodka gewettet, aber keiner von beiden hat es geschafft, das Charakteristische einzufangen, breite Schläfen, ein vorspringendes Kinn, tiefliegende, dunkle Augen. So genau sie die Einzelheiten festhielten, so sicher entwischte der Zeichnung das, was dieses Gesicht ausmachte. Ich bin sicher, dass es die Augen waren. Sie konnten ganz präsent und zugleich vollkommen abwesend sein, als blicke er in eine andere Welt, eine, die nur er kannte und in die er niemanden mitnehmen konnte. Onkel Bennos Gestalt war längst mit der Küste eins geworden und auch die Küste wurde immer kleiner und ferner. Ich hielt meinen Teddy fest im Arm, steckte den Kopf zwischen den Streben der Reling hindurch und sah ins Wasser. Es bauschte sich weiß, wenn es gegen die Schiffswand traf.

»Er hat dir Geld gegeben«, sagte meine Mutter.

»Hundert Dollar. Ich gebe sie ihm zurück, sobald ich kann.«

Ich hätte gern noch dagestanden und in die Gischt hinuntergeglückt, aber meiner Mutter wurde schlecht. Wir mussten sie zu unserer Kabine bringen.

Das Schiff fuhr von Haifa nach Genua. Wir legten auf Zypern an und auf Kreta. Wir gingen an Land, aßen Eis in Straßencafés und liefen Strände entlang. Obwohl wir kaum Geld hatten und dabei waren, von einem Kontinent auf den anderen umzuziehen, zum zweiten Mal innerhalb eines Jahres, taten wir so, als seien wir im Urlaub. An Deck gab es Liegestühle. Sie standen um

ein Schwimmbecken herum. Wir legten uns hinein und tranken Limonade, mein Vater und ich. Meine Mutter war seekrank. Sie blieb die meiste Zeit in der Kabine bei unseren sieben Koffern. Ilza kümmerte sich um sie. Wir natürlich auch. Wir brachten ihr Kamillentee. Ich setzte mich auf ihr Bett und streichelte ihre Hand.

»Wie geht es dir?«, fragte mein Vater.

»Es geht«, sagte sie. Sie nahm einen Schluck Tee, ganz vorsichtig, dann lächelte sie sogar. »Ilza plappert ein bisschen viel.«

Ilza und Adam waren in Israel unsere Nachbarn gewesen. Auch sie kamen aus Polen. Ilza hatte modisch kurz geschnittenes Haar mit vielen Kringeln drin, die sich um ihr rundes Gesicht legten. Sie war Opernsängerin. Auch Adam, ihr Mann, war Opernsänger. Er war von einer Konzertreise nicht nach Israel zurückgekehrt. Ich wusste nicht, was ein Opernsänger war. Mein Vater war Journalist. In Polen hat er die Zeitung gemacht. Er lag im Liegestuhl am Rand des Schwimmbeckens und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen, in der Hand ein Buch, seine Tasche mit Schreibpapier neben sich.

»Papa?«

»Ja.«

»Meinst du, der Spielplatz ist jetzt fertig?«

Mein Vater seufzte und setzte sich auf.

»Weißt du, wie man Papierschiffchen faltet? Ich zeige es dir.«

Die Schiffchen fallen ins Wasser, eines nach dem anderen, kleine weiße Punkte auf dem blauen Meer. Es

sind viele Schiffe. Sie treiben dem Horizont entgegen, der am anderen Ende des Schwimmbeckens liegt. Ich sitze an seinem Rand, die Füße im Wasser, meinen hellblauen Teddy im Arm, während mein Vater die Schiffchen ins Becken setzt, eines nach dem anderen. Eine Weile treiben sie oben, dann kommt eine Welle – ich bewege den Fuß – und schwappt sie weg. Mein Vater hört gar nicht mehr auf, Schiffchen zu falten und ins Wasser zu werfen. Die Wellen werden höher. Der Wind dreht – ich bewege den anderen Fuß – ein Sturm. Die Schiffe verschwinden. Alles verschwindet. Der Spielplatz, die Blaubeeren, die weiten polnischen Wälder und Onkel Benno. Nur der Teddy bleibt. Mein Vater trocknet mir die Füße ab und wir gehen zum Speisesaal, um Mittag zu essen.

Als wir in Genua anlegten, stiegen wir in einen Zug nach Deutschland. In Deutschland zogen wir in ein Haus der jüdischen Gemeinde.

Das Haus

Es gibt keinen Spielplatz. Es gibt einen Aufzug. Herr Dr. Löwenthal öffnet die graue Eisentür. Wir zwingen uns hinein. Drei der sieben Koffer müssen wir im Erdgeschoss stehen lassen. Meinen Teddy halte ich fest im Arm. Die Knöpfe im Aufzug sind weiß mit schwarzen Buchstaben und Zahlen darauf. Herr Dr. Löwenthal drückt auf den Knopf mit der »2«. Er sagt etwas, das ich nicht verstehe. Meine Mutter auch nicht.

»Er wohnt auf derselben Etage wie wir«, übersetzt mein Vater.

In unserer Wohnung stehen die Möbel schon drin. Sie gehören Frau Galinski, die nach Israel gezogen ist. Ich finde es praktisch, dass sie uns ihre Möbel dangelassen hat, sogar den Fernseher. Herr Dr. Löwenthal sagt etwas.

»Sie ist zu ihrer Tochter gezogen«, übersetzt mein Vater.

»Endlich ein Schrank«, ruft meine Mutter, und ich laufe zu ihr ins Schlafzimmer. Der Schrank ist riesig. Er nimmt eine ganze Wand ein. Auch das Bett ist riesig. Darin werden meine Mutter und ich schlafen. Im Wohnzimmer gibt es eine Schlafcouch, auf der will mein Vater schlafen. Er prüft mit der Hand, wie fest ihr Polster ist. Dann tritt er an das breite Fenster.

»Sogar ein Balkon«, sagt er. Er bedankt sich bei Herrn Dr. Löwenthal. Dann holt er die restlichen Koffer. Meine Mutter setzt sich in die Küche an den kleinen Tisch, stützt den Kopf auf beide Hände und sieht vor sich hin. Ich weiß nicht so recht, was ich machen soll. Als mein Vater die restlichen Koffer bringt, kommt Herr Dr. Löwenthal noch einmal aus seiner Wohnung und winkt mir.

»Geh mit ihm, Aga«, sagt mein Vater.

Wir steigen in den Aufzug. Dieses Mal drückt Herr Dr. Löwenthal auf die »3«. Er sieht zu mir herunter und lächelt. Die dritte Etage sieht genauso aus wie unsere. Es gibt zwei Wohnungstüren und eine dritte Tür aus Glas, die ins Treppenhaus führt. Herr Dr. Löwenthal öffnet sie und nimmt die Treppe nach oben. Ich folge ihm. Dann stehe ich vor Sara.

»Hallo«, sagt sie.

Sie ist kleiner als ich. Auch ihr Vater ist klein. Beide haben schwarzes Haar. Herr Dr. Löwenthal nickt dem Vater zu, dann geht er. Sara sagt etwas, das ich nicht verstehe. Da lacht sie breit, wie ein Clown. Sie hat pummelige Arme und dunkle Haut. Ich mag sie gleich. Ihre Wohnung ist der Dachboden, es ist ein einziger großer Raum mit vielen Fenstern, die in den Himmel zeigen. Der Boden besteht aus Brettern, auf denen meine Schuhe ein hohles, tappendes Geräusch machen. Das gefällt mir. Ich stampfe extra fest auf. Saras Vater fasst mich erschrocken am Arm. »Psst!«, macht er und zeigt auf meine Schuhe. Ich soll sie ausziehen. Auf Zehenspitzen

zeigt mir Sara ihren Dachboden. In der Mitte steht ein großer Tisch. Dort sitzt Saras Mutter mit einem kleinen Jungen auf dem Schoß. »Daniel«, sagt Sara. Die Mutter lächelt. Sara zeigt mir einen Küchenschrank mit einer Kochplatte darauf. Hinter einem Vorhang steht Saras Bett. Wir setzen uns darauf. »Habt ihr kein Bad?«, frage ich. Sie guckt dumm. Damit sie mich versteht, reibe ich meine Hände umeinander, als würde ich sie waschen. Sie springt auf. Das Bad ist mit Holzwänden abgetrennt. Es gibt ein Klo, eine Dusche und ein Waschbecken. Daneben steht ein Tisch mit gespültem Geschirr. Sara lässt das Wasser in der Dusche laufen und lacht. »Ihr habt eine lustige Wohnung«, sage ich. Ich stampfe auf, drehe mich um mich selbst und lache dabei. Sara macht es mir nach. Plötzlich steht der Vater vor mir und ich erinnere mich erschrocken, dass wir leise sein sollen. Sara nimmt mich an der Hand. Wir setzen uns wieder auf ihr Bett. Weil wir nicht reden können, lächeln wir uns an. Dann zeigt sie mir ihre Spielsachen. Sie hat auch einen Teddy, aber einen gekauften. Er trägt Cowboy-sachen und hat ein kleines blaues Tuch um den Hals. Sara bewegt die Hand auf und ab und drückt Daumen und Zeigefinger gegeneinander, als habe sie etwas Dünnes dazwischen. Dabei zeigt sie immer wieder auf ihre Mutter, bis ich endlich verstehe, dass sie es war, die dem Teddy die Cowboysachen genäht hat. Meinen Teddy hat meine Großtante in Israel genäht, aber ich weiß nicht, wie ich das Sara erzählen kann. Ich setze meinen Teddy neben ihren Teddy. Als ich gehe, zeigt sie

mir, dass ich an die Tür klopfen soll, wenn ich sie besuchen will. Sie haben keine Klingel.

Die Wörter sind nicht dauerhaft mit den Gegenständen verbunden. Sie sind angeklebt und man kann sie austauschen. Noch nicht einmal die Namen sind mit den Personen verbunden. In Polen hieß ich »Agnieszka«, in Israel »Ilana«, in dieser Zwischenzeit, in der wir uns jetzt befinden, heiße ich »Aga«.

Es dauert ein paar Tage, dann verstehe ich, was Sara sagt. Meine Mutter braucht sehr viel länger. Sie sitzt abends vor dem Fernseher von Frau Galinski und hört Karl Heinz Köpcke zu. Wenn sie einkaufen geht, nimmt sie mich mit.

»Bitte, sag dem Mann, dass wir drei Brötchen und ein Brot haben wollen.«

»Krieg ich einen Berliner?«

»Weißt du, wie man das sagt?«

Mein Vater besucht Goethe. Das ist ein sehr kluger Mann, der Bücher geschrieben hat, wie mein Vater. Man lernt Deutsch bei ihm. Mein Vater ist die ganze Woche dort, nur am Samstag und Sonntag ist er zu Hause, deshalb mag ich diesen Goethe nicht besonders. Soll er doch alleine klug sein und Bücher schreiben und Deutsch können. Ich kann sowieso Deutsch. Es ist leicht. Man muss nur die polnischen und die hebräischen Wörter von den Dingen und den Leuten abmachen und deutsche Wörter drankleben. Sara ist nicht ›moja koleżanka‹ und auch nicht ›ha chavera scheli‹, sondern meine Freundin. Die Sonne ist nicht ›słońce‹

und nicht ›schemesch‹, sondern Sonne. Es ist aber dieselbe Sonne wie in Israel und in Polen. Die Sonne hat mit den Wörtern nichts zu tun. Fast nichts.

»Komm, Sara. Wir suchen die Mörder.«

»Die Mörder?«

»Ja, wir fahren in den Keller.« Ich drücke auf ›K‹.

»Nicht!«

Sara umfasst sich mit ihren nackten Armen und tut so, als ob sie zittert. Als der Aufzug im Keller hält, sehen wir uns an. Wir rühren uns nicht. Dann drücke ich schnell auf ›E‹.

Im Erdgeschoss und im ersten Stock sind die Gemeinderäume. Der Eingang zu ihnen ist vorne am Gebäude, mit einer Glasfront und einer breiten Treppe zur Straße hin. Von unserem Hausflur aus führt eine Tür auf einen schmalen Fußweg, der unser Haus von dem Gelände der Amerikaner trennt. Sie haben einen Zaun und wir haben eine niedrige Hecke. Genau gegenüber von unserer Haustür wird die Hecke von einem niedrigen Backsteinbau unterbrochen. Darin stehen große Container, die man herausziehen kann, um Mülltüten hineinzuschmeißen. Ich finde es lustig, dass der Müll ein eigenes Haus hat.

»Komm Sara, lass uns was wegschmeißen!«

»Was denn?«

Die Dinge sind da und wissen nichts. Dieser Unterstand für die Müllcontainer zum Beispiel. Jeden Tag gingen

Sara und ich daran vorbei. Zwischen dem Unterstand und dem Zaun der Amerikaner war eine Lücke, groß genug für einen erwachsenen Mann, der sich duckt. Niemand dachte darüber nach. Warum auch? Die Dinge sind da und Menschen handeln.

Der Weg von unserem Haus bis zur Straße ist mit Steinen gepflastert, die aussehen wie viele eng gepresste Kieselsteine. Alle fünf Schritte gibt es in dem Kieselsteinpflaster eine Unterbrechung, eine Reihe roter Backsteine.

»Da dürfen wir nicht drauftreten«, sagt Sara.

»Warum nicht?«, frage ich und bleibe genau auf einem Backstein stehen.

Die Amerikaner haben einen Tennisplatz. Sara und ich stellen uns an den hohen Maschendraht, der ihn umgibt und sehen zu, wie sie spielen. Ich fasse mit den Fingern durch die Maschen und ziehe daran. Einer der Tennisspieler kommt auf uns zu.

»Du machst den Zaun kaputt«, sagt Sara erschrocken.

Aber der Tennisspieler lacht. Sie können nicht mit uns reden, die Amerikaner, sie verstehen uns nicht und wir sie nicht, aber sie sind immer nett. Dieser hier bietet uns Kaugummi an. Sara schüttelt den Kopf. Ich greife durch den Zaun und nehme die rote Kugel aus seinen Fingern. Es sind Kaugummis, mit denen man große Blasen machen kann. Ich lasse eine platzen. Das gefällt dem Tennisspieler.

Als wir weitergehen, kommt uns der Jäger entgegen. Sara hat Angst vor ihm. Sie hat andauernd Angst vor

irgendetwas. Der Jäger wohnt direkt unter Saras Familie. Wegen ihm muss man bei Sara immer so leise sein. Wir nennen ihn ›Jäger‹, weil er einen kleinen grünen Hut trägt, wenn er spazieren geht. Unter dem Hut hat er dunkles Haar mit einem schnurgeraden Seitenscheitel und im Gesicht hat er einen Schnurrbart. Er geht an uns vorbei, ohne uns anzusehen, aber er bekommt Schluckauf. Wir sehen ihm nach, wie er mit großen Schritten weitermarschiert. Bei jedem zweiten Schritt hickst er. Der Jäger wohnt in der großen Wohnung im dritten Stock. Es gibt zwei Wohnungen in jedem Stockwerk, eine mit drei Zimmern und eine mit zwei. In die kleine Wohnung im dritten Stock sind Ilza und Adam eingezogen. Ilzas Bauch ist ganz rund geworden. Kein Wunder, da ist ein Baby drin. Wir besuchen sie oft. Ihre Wohnung sieht genauso aus wie unsere, nur dass Adam und Ilza nicht so viele Möbel haben. Ilza sitzt auf dem Sofa und versucht, Babysachen zu stricken. Saras Mutter hat ihr gezeigt, wie es geht, aber Ilza schmeißt die Nadeln und die Wolle in die Sofaecke.

»Ich kann so etwas nicht«, ruft sie. »Ich kann singen für das Baby, aber anziehen muss es sich schon selbst.«

Ich übersetze, was sie gesagt hat, und sehe Sara vielsagend an.

»Soll ich meine Mutter fragen, ob sie dir nochmal hilft?«, fragt Sara.

»Das wäre nett.«

Ilza gibt ihr die Nadeln und die Wolle.

»Vielleicht kann sie weitermachen. Ich habe einfach keine Geduld dafür.«

»Wo ist Adam?«, frage ich.

»Er hat ein Vorsingen. Wenn es klappt, bekommt er endlich einen dauerhaften Vertrag. Dann nehmen wir eine größere Wohnung, eine mit Kinderzimmer.«

»Der Jäger hat eine größere Wohnung. Dabei ist er allein.«

»Das ist ungerecht, nicht wahr? Aber er wohnt schon sehr lange hier, länger als Dr. Löwenthal.«

Die Synagoge ist gleich neben unserem Haus. Alle Hausbewohner gehen manchmal dorthin, nur meine Mutter und Frau Löwenthal nicht. Sara und ich dürfen vorne bei unseren Vätern sein, weil wir noch klein sind. Die älteren Mädchen sitzen hinten bei den Frauen. Es gibt ein Rednerpult und einen Mann, der etwas vorliest. Sara und ich rennen um ihn herum. Wir laufen immer hin und her und wenn ich stehen bleibe, um nachzusehen, wie die Leute gucken, nicken und lächeln die alten Männer, die ganz vorne sitzen. Sie nicken und lächeln, als wollten sie uns auffordern, noch lauter und noch lustiger zu sein. Ich drehe mich ganz schnell um mich selbst, bis ich fast hin-falle. Sara macht es mir nach. Als wir nicht mehr wissen, was wir noch machen sollen, bleibe ich stehen und sehe nach, ob noch alle gucken. Ein alter Mann in der ersten Reihe ist eingnickt. Das ist Herr Fuks. Sein Kopf hängt nach vorn, seine Augen sind geschlossen. Ich setze mich wieder neben meinen Vater. Er legt seine große Hand auf meine kleine Hand und drückt sie.

Herr und Frau Fuks sind auch aus Polen. Sie haben Berlin befreit. Ich weiß nicht wovon, aber es ist etwas

Besonderes. Die Besuche bei ihnen sind nicht so besonders. Sie haben eine Tochter, Lydia. Leider ist Lydia schon erwachsen und hat keine Spielsachen, deshalb sitze ich auf dem Teppich und spiele mit den russischen Püppchen, die ineinanderstecken. Sie tragen rote Kopftücher und Schürzen mit einem Blumenmuster. Erst einmal muss ich sie alle auseinander machen. Innen riechen sie nach Holz. Dann stecke ich jede einzelne wieder zusammen. Dabei muss man aufpassen, dass die Schürzen von Ober- und Unterteil genau aufeinanderpassen. Bei der ganz großen Puppe ist das schwierig. Man kann die beiden Teile kaum noch drehen, wenn man sie einmal zusammengesteckt hat. Ich muss ihren Kopf unter meinen Ellbogen klemmen und mit aller Kraft ziehen, um sie wieder auseinanderzubekommen. Wenn endlich alle Püppchen gerade aufeinander gesteckt sind, stelle ich sie der Größe nach auf den Teppich, der ein Muster voller gewundener Pfade hat. Darauf gehen sie spazieren, immer eine hinter der anderen, die größte vorn, die ganz kleine hinten. Die ganz kleine Puppe mag ich am liebsten. Sie kann man nicht teilen. Sie ist aus einem Stück Holz und so winzig, dass man sie leicht verlieren kann. Ihre Schürze hat kein Muster und ihre Augen sind nur zwei kleine Punkte. Sie ist noch ein Baby, deshalb beschließe ich, dass die zweitgrößte Puppe lieber ganz hinten geht, um auf sie aufzupassen. Sie gehen links herum und dann rechtsherum, immer eine hinter der anderen, Blätterranken hinauf und seltsame Kringel hinunter, an roten Hecken entlang und über grüne Brücken. Als sie alle

gewundenen Muster entlangelaufen sind, reden meine Eltern immer noch mit Herrn und Frau Fuks. Ich stecke die Püppchen wieder ineinander und lege mich unter den Couchtisch. Er sieht von unten ganz anders aus als von oben. Die Tischplatte ist aus hellem Holz und es klebt ein Schild daran. Über mir höre ich Frau Fuks seufzen. Dann sind einmal alle leise. Ich gucke unter dem Tisch hervor. Das runde Gesicht von Frau Fuks hängt genau über mir und lächelt.

»Wovon habt ihr Berlin befreit?«

Die Erwachsenen lachen. Sie antworten nicht. Ich bleibe unter meinem Tisch liegen, bis es Zeit ist zu gehen.

Die Geschichten von Herrn und Frau Fuks waren Geschichten, in denen etwas fehlte. So wie in den Geschichten meines Vaters. In den Geschichten meines Vaters fehlten die ersten zwanzig Jahre seines Lebens. In Herrn und Frau Fuks Geschichten fehlte eine Tochter. Sie fehlte und war immer da, in der Art, wie Frau Fuks mir eine Tasse Kakao hinstellte zum Beispiel, oder wie sie Lydia begrüßte, wenn sie zwischendurch zur Tür hereinkam, nur um zu sagen, dass sie gleich wieder los müsse, zur Schule oder ins Schwimmbad.

Sie wuchern, die Geschichten, die man kleinen Kindern nicht erzählt, diese traurigen Blicke, die Frau Fuks ihrem Mann zuwarf, wenn er etwas erwähnte, das przed wojną – vor dem Krieg – geschehen war. Vor allem aber ist es das Schweigen – es beginnt plötzlich. Herr Fuks erzählt etwas, dann bricht er ab, sieht vor sich hin,

bemerkt die Stille, hebt den Kopf und es ist da. Da sitzen sie in ihren Sesseln, Herr und Frau Fuks und meine Eltern und starren auf den Teppich, dessen Blumenranken sich winden und winden, immer tiefer und weiter, in dunkle Gartenwege hinein, Felsen empor und an steilen Abstürzen entlang, ein Wind kommt auf, die Blütenblätter zittern. Gleich wird der Wind sie erfassen und von ihren Stängeln wehen in diese andere Welt hinein, da irgendwo tief im Teppich oder darunter, diese Welt, aus der ich ausgeschlossen bin und die traurig sein muss und mir Angst macht und die ich doch unbedingt sehen will. Erst, als mein Vater sich räuspert und meine Mutter etwas über den Kuchen sagt, den Frau Fuks gebacken hat, erst da heben Herr und Frau Fuks die Köpfe und die Blumenranken stehen wieder still. Das Schweigen ist ein mächtiger Zauberer.

Sara und ich suchen die Mörder. Weil wir nicht wissen, wie Mörder aussehen oder was genau sie machen, können sie überall lauern, ganz besonders im Keller. Sara will auf keinen Fall dorthin. Eines Tages entdecken wir den Garten.